

Margaret McDonald
Glasgow Boys

MARGARET
McDONALD

GLASGOW BOYS

Roman

Aus dem schottischen Englisch
von Swen Lasse Awe

Ullstein Jugendbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Die englische Originalausgabe erschien 2024 bei Faber & Faber.

Die Übersetzung wurde durch ein Arbeitsstipendium des
Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

www.ullstein.de

ISBN 978-3-69086-018-5

1. Auflage September 2026

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026 by Ullstein Buchverlage
GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

© 2024 by Margaret McDonald

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data
Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte
an produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: Cornelia Niere, München,
nach einer Vorlage von © Faber and Faber Limited und einem
Design von Jonathan Pelham

Gesetzt aus der Scala powered by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

.....

Inhaltswarning

Dieser Roman verhandelt Traumata und Missbrauch. Entsprechende Situationen werden jedoch nicht explizit geschildert. Wenn sie beschrieben werden, dann immer in den Worten der Figuren. Andere sensible Themen, die im Text dargestellt werden, sind Panik- und Angstattacken sowie Substanzmissbrauch. Ein Suizidversuch wird erwähnt. Die Themen werden sorgsam und verantwortungsvoll behandelt, aber bitte gebt acht, wenn diese Inhalte für Euch belastend sein könnten.

.....

Für Caitlin

Wenn sie sich mitten in der Nacht zueinander umdrehen, flüstern sie, damit niemand sie hört. Sie liegen auf der Seite, sehen sich von ihren Ecken des Zimmers aus an und murmeln in die Kissen. Sie legen je eine Hand auf den kleinen Holztisch, der zwischen ihren Betten steht. Das Zimmer ist so klein, dass nur dieser Nachttisch sie trennt. So berühren sie einander, ohne einander berühren zu müssen. So sagen sie *Ich hatte einen Albtraum* und *Bist du da* und *Ich bin hier*. So geht es.

I

BANJO

Banjo tritt gegen die Wand, dreht sich und lässt sich dagegen fallen. *Fünfzehn Minuten.* Eigentlich fast pünktlich. Warum muss er dann vor der Tür bleiben? Was ist denn das für eine Strafe – den Unterricht zu verpassen? Richtig schlau.

Nach der letzten Stunde soll er nachsitzen. An Weihnachten wäre ihm das lieber.

Und dann gerät er auch noch in eine Schlägerei. Und zwar so: Er spürt etwas Nasses an seinem Bein und bleibt stehen. Er tastet seine Hose ab und stellt fest, dass die Kniekehlen feucht sind.

»Ey!«, ruft er, mitten auf dem Gang. Er kassiert Blicke. Er erwidert sie. Aber niemand hat eine Wasserflasche in der Hand. Er dreht sich um. Hinter ihm zieht sich eine nasse Spur über den Boden.

Er befühlt die Unterseite seines Rucksacks. Es ist seine Flasche.

»Fuck!« Banjo reißt sich den Rucksack von der Schulter und kniet sich hin. Alles ist klitschnass. Hefte, Bücher, Sportzeug. Alles. Er wirft die Sachen auf den Boden, aber seine Hände wollen irgendwo gegenhauen. Er atmet aus, sammelt alles wieder ein und steht auf.

»Aaah!« Banjo stampft mit dem Fuß.

Im Umkreis von einer Meile schrecken alle hoch.

Die Kurzfassung ist: Seine neue Schule ist wie jede andere kleine Schule in East Kilbride, außerhalb von Glasgow, außerhalb von allem. Dieselben grauen Gänge. Derselbe Schweißgeruch. Dieselbe ausgelutschte Hoffnungslosigkeit. Er rechnet mit einem Monat, höchstens zwei, dann ist er wieder weg. Nicht weil er Stress machen will, sondern weil er schlechtes Karma hat. Es ist sein erster Tag. Und er braucht jetzt schon *dringend* eine Auszeit.

Weil er noch keinen Spind hat, läuft er mit dem Zeug auf dem Arm nach draußen und überlegt, was er mit dem triefenden Rucksack machen soll.

Auf dem Hof steht eine Gruppe Jungs. Sie sind etwa so alt wie er. Aber das ist nicht der Grund, warum sie ihm auffallen. Sie fallen ihm auf, weil einer von ihnen eine Chipstüte fallen lässt. Er zieht sie aus der Jackentasche und lässt sie einfach auf den Boden segeln, als wäre die Welt sein persönlicher Müll-eimer. Er grinst übers ganze Gesicht, als würden ihn die sterbenden Ozeane einen Scheiß angehen. Der Typ ist blond, groß und vermutlich so beliebt, wie es eingebildete Wichser wie er meistens sind.

Er ist sogar ein bisschen gebräunt, obwohl sich die Sonne in Schottland kaum blicken lässt. Neben ihm sieht Banjo aus wie ein ausgebleichener Milchkarton mit rotem Deckel.

Banjo ist blöd genug, zu ihnen rüberzugehen. Erster Fehler.
»Ey!« Seine Stimme klingt schroff.

Sie drehen sich um.

»Hebs dus noch auf?« Banjo spricht Scots.

Der Wichser blinzelt. »Bitte, *was?*«

»Hebs du dein Müll nich auf?«

Der Wichser sieht dorthin, wo Banjos Finger hinzeigt, und wieder zurück. »Was geht dich das an?«

Wut krallt sich mit groben, schwitzigen Händen an Banjos Magen.

»Kriegs dus nich hin?«, fragt er. »Sind zwei Sekunden zum Müll.«

Der Wichser grinst. »Dein Ernst? Bist du in der Umwelt-AG, oder was? Läufst rum und sagst anderen, dass sie ihren Müll aufheben sollen?«

Die Jungs lachen.

Banjos Fingernägel krallen sich in seine Handflächen. Das dämpft die Wut ein bisschen. »Hab gesehn, wie dus falln gelassn hast«, knurrt er durch die Zähne »Kanns du vielleicht nich son Wichser sein unds einfach aufhebn?«

»Wo hasn du dein Akzent her? Ausm *Arsch* von Glasgow?« Er schafft es nicht, Banjo nachzuäffen. Er spricht schrill und näselnd, obwohl Banjo eine tiefe Stimme hat.

Lautes Gelächter. Banjo spürt, wie ihm die Hitze in die Wangen schießt. Als wäre East Kilbride *vornehm*. Es ist jetzt nicht gerade das Zentrum, das stimmt, aber es liegt trotzdem mitten in fucking Schottland.

»Oh, aye.« Banjo grinst breit. »Hab ich im Gully gefundn.«

Er merkt, dass der Wichser sich anstrengen muss, um ihn zu verstehen.

»Wirf es weg!«, sagt Banjo extra deutlich und zeigt auf den Mülleimer.

»Ahh, jetzt verstehe ich«, sagt der Wichser und reißt die Augen auf, als habe er eine geniale Eingebung. »Du kriegst eine Belohnung?«

Ein paar seiner Freunde kichern. Banjo schwitzt vor Ärger, seine Haut juckt.

Er spricht langsam: »Heb. Deinen. *Scheiß*. Müll. Auf.«

»Weiß deine Mama, dass du solche bösen Wörter benutzt?«

Der Wichser zieht die Augenbrauen hoch. »Ich tue hier eine gute Tat. Wenn ich meinen Müll nicht rumliegen lasse, ist der Hausmeister bald arbeitslos.«

Etwas explodiert in Banjo. Es zerreißt ihn so heftig und plötzlich, dass ihm schwarz vor Augen wird. Komplett schwarz. Dann merkt er, wie er das Gesicht des Jungen auf den Beton drückt, eine Hand in dessen Haaren, ein Knie auf dem Rücken, und brüllt: »*Hebs auf, du kleiner Wichser!*«

Er beachtet weder die Hände, die ihn packen, noch die Menschen, die ihn wegziehen. Er hört die Schreie und spöttischen Rufe nicht, bis ihm ein ernst gemeinter Griff das Blut im Arm abschnürt.

Banjo wird hochgezerrt.

»Was machst du da, um Himmels willen?«

Er starrt in das Gesicht der Schulleiterin. Ihre Haare sind zu einem strengen Dutt gebunden, die Augen quellen ihr aus dem Kopf, als wäre sie ein toter Fisch im Supermarkt. Das ist alles, woran Banjo denken kann, als er sie ansieht. Fisch.

»Er ist einfach durchgedreht!« Der Wichser rafft sich auf. Seine Wange ist dreckverschmiert, die Haare zerzaust. »Ich habe nichts gemacht.«

Banjo hebt die Chipstüte auf und hält sie ihm vors Gesicht. »Htts du einfach *aufgehoben*, du Wichser.«

Er wird mit so viel Kraft zurückgehalten, dass er sich fast den Arm verrenkt.

»In mein Büro, beide«, sagt die Schulleiterin. »Sofort.«

Sie starrt sie an. Die roten Flecken in ihrem teigigen Gesicht lassen sie noch krnker aussehen als sonst.

»Ich erwarte eine Erklärung und einen guten Grund, warum ich euch nicht beide suspendieren sollte.«

»Mich?« Der Wichser sieht sich um, als würde er das Ende eines fünftaktigen Dramas spielen.

»Er hat dich also einfach so auf den Boden gedrückt?«

»Na ja, *gedrückt* ist das falsche Wort ...«

»Kyle«, unterbricht ihn die Schulleiterin, »du sitzt hier nicht zum ersten Mal. Ich habe dir gesagt, dass das nächste Mal dein letztes sein wird.«

»Okay, was zur –« Kyle lacht.

»Er hat nich angefang.« Banjo schaltet sich ein, bevor Kyle noch eine Ader platzt. Weil es stimmt. Banjo ist kein Feigling.

»Sehen Sie!« Kyle reißt eine Hand in die Luft.

»Schluss!« Sie sieht Banjo an. »Erzähl mir, was passiert ist!«

»Wollt sein Müll nich aufhebn.« Banjo zuckt mit den Schultern.

»Scheiße, du hast den Planeten gerettet, Glückwunsch!« Kyle klatscht in die Hände.

»Reiß dich zusammen!«, brummt die Schulleiterin. »So was will ich hier nicht hören, oder ihr fliegt beide raus.«

Sie schweigen.

»Willst du etwa sagen, dass du wegen eines bisschen Mülls eine Schlägerei angefangen hast?«

Kyle schweigt. Banjo nickt.

Die Schulleiterin seufzt. »Banjo, ich weiß, dass du es zu Hause zurzeit nicht leicht hast.«

Kyle wirft ihm aus dem Augenwinkel einen Blick zu. Banjos ganzer Körper glüht vor Scham.

»Aber das ist kein Grund, einen Streit vom Zaun zu brechen. Heute ist dein erster Tag.«

Banjos Kiefer sind wie zusammengeklebt.

»Gut, bitte verlasst mein Büro, während ich eure Eltern anrufe.«

»Was?« Banjo zuckt zusammen.

»Bitte wartet im Vorzimmer.«

Sie gehen.

»Wen rufen die an?«

»Verpiss dich.« Kyle schubst ihn.

»Aye?« Banjo dreht sich ruckartig um und steigt auf die Zehenspitzen, sodass er mit Kyle auf Augenhöhe ist. »Traus du dich?«

»Ich habe keine Angst vor einem, der aussieht wie ein Achtklässler ...«

»Achtklässler?«, blafft Banjo. Fuck. Er ist siebzehn. Er ist fast fertig mit der Schule. Schon wieder spürt er diese bittere Wut im Bauch. Kyle macht sich über seine Größe lustig.

»Jungs!«, ruft ihnen die Schulleiterin streng hinterher.

Sie setzen sich vor ihr Büro. Die Wände haben die Farbe von Rührei und das harte Flackern des künstlichen gelben Lichts macht es nicht besser. Die Stühle sind aus sprödem Plastik, an den Rändern ausgefranst und in der Mitte von der Hitze unzähliger Arschbacken verformt.

Banjos Herz schlägt wieder langsamer und die Wut läuft ab, als hätte jemand in seinem Bauch eine Klospülung gedrückt. Auf Kyles Wange hat sich ein Bluterguss gebildet.

Richtig unangenehm wird es, als Kyles Mum kommt.

»Ich bin es leid, Kyle«, zischt sie und versucht, möglichst wenig Aufsehen zu erregen. Banjo guckt auf den Boden, als sei er es, mit dem sie schimpft.

»Ich habe nichts gemacht«, zischt Kyle zurück. Banjo fühlt sich wie ein schimmlicher Käse, den jemand in der Vorratskammer vergessen hat.

Kyle steht auf. Sie gehen.

»Er *wirkt* vielleicht klein, aber ...«

Die Tür fällt hinter ihnen zu.

Banjo atmet aus, lässt den Oberkörper nach vorn fallen und stützt seine Ellbogen auf den Knien ab. Er starrt auf seine Hände. Sie pulsieren, die Knöchel sind rot und geschwollen. Die Haut ist heil geblieben. Als er die Finger spreizt, fühlt Banjo einen vertrauten Schmerz.

Er schließt die Augen.

Da ist jemand bei ihm, der nach Desinfektionsmittel riecht, ein bisschen schwitzig, warm, lebendig. Bereit, ihn wieder zusammenzuflicken. Er ist nie grob, selbst wenn sich Banjo die Verletzungen selbst zugefügt hat.

Manchmal glaubt Banjo, dass er nur deswegen überhaupt immer wieder damit anfängt.

Paula ist natürlich nicht begeistert. Obwohl Banjo weiß, dass die Unterbringung nur vorübergehend ist und er niemand was beweisen muss, hasst er die enttäuschten Blicke, die sie ihm zuwirft. Ehrlicherweise stellt sich Paula bisher ein bisschen besser an als die meisten vor ihr: macht kein Fass auf, muss nicht alles ausdiskutieren, lässt es einfach gut sein. Er spürt aber immer noch, dass sie nicht überglücklich ist, ihn zugeteilt bekommen zu haben. Er ist nicht sicher, ob man überhaupt eine große Wahl hat – wenn ein Kind in Not ist, wird es aufgenommen.

Während er draußen wartet, schreibt sie: *auf dem Weg*. Nachsitzen fällt heute aus, weil er jetzt nach Hause geschickt wird. Das wird bestimmt noch Konsequenzen haben. Keine Ahnung, welche. Er trippelt in seinen Sneakern auf der Stelle, um sich warm zu halten. Es ist gerade September geworden

und die bittere Kälte sticht ihm in die Nase, der frische Herbstabend fährt in alle Sinne.

Auf der Fahrt nach Hause schweigt er. Paula auch.

Banjo lehnt seinen Kopf gegen die Scheibe, das Fenster beschlägt von seinem Atem. Er wischt es mit dem Ärmel frei.

»Ich geh lauffn«, teilt er Paula mit, als sie vor dem Haus angekommen sind.

»Zum Abendessen bist du zurück«, befiehlt sie, als ob Banjo mit ihnen essen und seinen Teller nicht eh mit hoch, in das alte Zimmer ihres Sohns, nehmen würde. Der ist nicht tot – bloß dreißig.

»Jo«, sagt Banjo. Dann läuft er los.

Er treibt sich härter an als sonst. Die Luft ist rau geworden und der Wind peitscht ihm entgegen. Er verläuft sich und irrt durch die Gegend, bis er wieder eine vertraute Straße findet.

Er verpasst das Abendessen. Seine Portion steht auf dem Tisch, als er zurückkommt.

»Stell es in die Mikrowelle, wenn du magst«, ruft Paula aus dem Wohnzimmer.

»Nimm dir ruhig noch mehr«, sagt Henry, ihr Mann.

»Danke«, ruft Banjo, macht aber einen Bogen um das offene Wohnzimmer und tritt nach oben. Sie sind so nett, dass es ihm Angst macht. Es macht ihn weich, oder sorgt dafür, dass er gern weich wäre, aber dann würde er nicht überleben.

Den Teller wäscht er aber ab. Er ist schließlich kein Flegel.

Seine Knöchel pochen immer noch. In der Nacht versucht Banjo, sich auf den Schmerz zu konzentrieren, um sich von dem schwarzen Loch in seiner Brust abzulenken, aber es klappt nicht. Das Loch verschluckt ihn, wie immer.

Es ist nämlich so, dass Banjo schon seit seinem zehnten Lebensjahr von einer Unterbringung zur nächsten geschubst

wird. Früher konnte er noch alles runterschlucken und ersticken. Aber inzwischen begleitet sie ihn überallhin: diese widerliche Trauer, die sich durch seine Eingeweide frisst. Er lässt die Tränen rückwärts in die Ohren laufen, sodass sie seinen Kiefer kitzeln. Er sammelt die Schluchzer im Mund und lässt sie dann in langsamen, gleichmäßigen Atemzügen entweichen, so wie er es gewohnt ist.

Manchmal glaubt er, er wäre über den ganzen Mist hinweg, der vor drei Jahren passiert ist, aber dann kommt alles plötzlich wieder hoch, als wäre überhaupt keine Zeit vergangen.

FINLAY

Als Finlay am Hauptbahnhof von Glasgow ankommt, steigt er aus dem Zug und sieht sich staunend um. Die Menschen eilen hin und her, als hätten sie sich jeden Weg eingeprägt und jede Sekunde genau geplant. Er ist vorher noch nie mit dem Zug gefahren. Busfahren ist billiger. Aber diesmal hat er Gepäck dabei: sein ganzes Leben, gestopft in eine Reisetasche und einen Rucksack.

Er steckt sein Ticket in den Automaten und quetscht sich auf die andere Seite durch, wo ihn Geschäfte, Blumenstände, Cafés, Apotheken, Supermärkte und Drogerien erwarten, die totale Reizüberflutung.

Finlay weiß, dass er begeistert sein müsste. Das hier ist alles, was er immer gewollt hat.

Doch er denkt nur noch daran, wie wenige Straßen und Gebäude jetzt womöglich zwischen ihnen liegen. Es fühlt sich an, als wären sie nicht mal eine Nachttischbreite voneinander entfernt. Es ist fast drei Jahre her, dass sie gemeinsam im Zentrum von Glasgow gelebt haben. Er kann sich kaum vorstellen, ihm nicht in die Arme zu laufen.

Es ist aber sinnlos, darüber nachzudenken. Finlay schiebt den Gedanken beiseite. Mit seinem Handy navigiert er sich zur

U-Bahn-Station. Er findet den Zugang am St Enoch Square und fährt mit der Rolltreppe in ein dunkles, feuchtkaltes Loch, in dem es nach nassen Zeitungen und Urin riecht. Er wird in eine Schlange gedrängt, sucht am Ticketautomaten verzweifelt nach dem West End und gibt schließlich auf.

»Wohin?« Die Frau am Schalter legt ihr Ohr an die Plastikscheibe.

»Äh, Glasgow University.« Finlay stellt sich auf die Zehenspitzen. Seine Wangen brennen, als er feststellt, dass es die Station gar nicht gibt.

Trotzdem bekommt er ein Ticket und ein paar vage Hinweise, wie er den Campus finden kann. Er muss noch ein paar Treppen weiter nach unten.

Er gelangt zu einem Bahnsteig, der wie eine Klippe über den Gleisen thront, zwischen Werbeplakaten für Abführmittel und Comedyshows. Die U-Bahn schießt in den Bahnhof wie eine lebensmüde Gewehrkuugel. Finlay steigt mit den anderen Fahrgästen ein. Er umklammert die Haltestange mit beiden Händen und klemmt seine Tasche zwischen die Beine.

Als die Türen mit einem Seufzer wieder aufspringen, fällt Finlay aus der Bahn. Er wird geschubst und gequetscht, eingeklemmt und umhergeschoben, bis es sich anfühlt, als sei jedes seiner Nervenenden wund gescheuert.

Zuerst braucht er seine Wohnungsschlüssel. Damit alles schön aufregend und verwirrend ist, liegt das Gebäude, in dem er sie abholen muss, am anderen Ende des Campus.

Finlay stellt sich in eine Schlange von Studierenden, hält den Kopf gesenkt und gibt seine Daten an, als er an der Reihe ist.

Mit den Schlüsseln in der Tasche macht er sich auf den Weg zu seiner neuen Unterkunft. Wie durch ein Wunder kommt er

gerade noch rechtzeitig an, bevor sein Handy schlappmacht. Er sieht noch, wie der kleine Punkt auf der Karte erlischt und der Bildschirm schwarz wird.

Dann guckt er hoch.

Auf einer großen glänzenden Tafel sind die Worte GLASGOW UNIVERSITY STUDENTENWOHNHEIM eingraviert. Ein Pfeil weist auf den braungrauen Klotz direkt vor ihm. Er sieht zwar aus, als würde er aus allen Nähten platzen, aber immerhin sauber und bewohnbar.

Er hievt sich und das Gepäck die Betonstufen zum Eingang hoch und drückt auf einen Knopf. Er wartet. Die Tür öffnet sich. Finlay wirft einen Blick hinein. Niemand da. Noch eine Treppe.

Oben angekommen, geht er einen gewundenen Flur lang, bis er schließlich die richtige Tür findet.

Finlay steckt den Schlüssel ins Schloss und öffnet sie. Und ...

In den Hostels hatte er nie eine ruhige Minute. Ständig kamen und gingen Leute, redeten, schnarchten, lachten, flüsteren. Er hat in Sechsbettzimmern, Achtbettzimmern, Zwanzigbettzimmern gewohnt.

Doch als Finlay jetzt dieses Zimmer betritt, empfängt ihn eine Stille, die seine Sinne völlig überfordert.

Er stutzt. Sieht sich um. In einer Ecke steht ein kleiner Schreibtisch, entlang der Wand ein Bücherregal. Er stellt fest, dass es nur ein Bett gibt. Ein kleines bescheidenes Bett, das sich in der Ecke versteckt, als sei es schüchtern.

Er hat sein eigenes Zimmer.

Hat er die Website nicht richtig gelesen? Warum hat er nicht gemerkt, dass er sich um ein Einzelzimmer beworben hat?

Es ist nicht mal klein. Es gibt genug Platz, ein Fahrrad unterzustellen, ohne ständig dagegen zu laufen. Es gibt ein Bad. Finlay stellt seine Sachen ab und geht rein. Waschbecken, Toilette, Dusche. Alles seins.

Er geht im Kreis, als wäre er ein Avatar, dessen Spieler sich noch an den Controller gewöhnen muss. Er kann nicht aufhören, die Tür zur Dusche zu öffnen und wieder zu schließen. Den Wasserhahn auf- und zuzudrehen. Alles funktioniert.

»Was zur Hölle«, flüstert er. Im Badezimmerspiegel sieht er, wie sein Mund die Wörter formt; das weizenblonde Haar, das ihm verschwitzt am Kopf klebt, starre hellbraune Augen, eine Brille mit schmalem Rand, weinrot glühende Wangen. Er wartet darauf, dass ihn das Glück überwältigt: dass es in seinem Innern explodiert, wie es sollte.

Finlay ist nie lange an einem Ort geblieben. Seit er vor ein paar Monaten aus der Jugendhilfe gerutscht ist und die Highschool beendet hat, hat er in Hostels geschlafen, in verschiedenen Aushilfsjobs gearbeitet und die Zeit bis zum Semesterstart totgeschlagen. Für den Studiengang hat er sich natürlich schon lange vorher beworben und parallel zu den Abschlussprüfungen wie wahnsinnig Anträge auf Stipendien gestellt. Finlay hat sich darum bemüht, dass er früh zugelassen wird und alles vorbereitet ist. Bis er achtzehn wurde, war er zwar durch das Jugendamt abgesichert, aber auch darauf hat er sich nie einfach verlassen.

Finlay hat seine Freiheit sorgfältig geplant, bis ins kleinste Detail.

Und hier ist sie nun endlich.

Hierfür hat er gelitten: gelernt, geschwitzt, geweint und gearbeitet. Alles, was vor drei Jahren in St Andrews passiert ist,

sollte inzwischen vergessen sein, eine Erinnerung, die sich zu Staub verwandelt, während sein neues Leben beginnt.

Aber Finlay fühlt sich genau wie immer.

Ein Schock. Es ist nur eine Schockreaktion. Veränderungen machen sich langsam bemerkbar und vielleicht muss er sich zu seinem Glück zwingen, statt bloß zu warten, dass es eintritt. Finlay atmet aus, um den enormen Druck abzuschütteln, der ihm auf der Brust liegt. Er geht raus an die frische Luft und macht sich auf den Weg zur Begrüßung der Erstsemester.

Als Kind polnischer Einwanderer, das in der Jugendhilfe gelebt hat, hatte Finlay immer mit seiner Identität zu kämpfen. Die beiden Elemente, die einen Menschen vollkommen machen, fehlen ihm: Kultur und Eltern. Wo seine Geschichte sein sollte, klafft ein Loch. Finlay hat versucht, es selbst zu stopfen, aber immer nur noch mehr Leere gespürt, wenn er daran gescheitert ist, Polnisch zu lernen. Sollte es ihm nicht leichtfallen? Sollte sich seine Muttersprache in seinem Mund nicht wie zu Hause fühlen?

Natürlich erinnert er sich ans Einkaufen in osteuropäischen Läden, wo es fertige Pierogi, eingelegten Hering, Hefezöpfe und Kartoffelpuffer mit saurer Sahne gab – aber all das gehört so wenig zu ihm wie italienische Pizzen und indische Currys. Es sind einfach Gerichte aus anderen Ländern.

Er fühlt sich nicht polnisch, weil ihm niemand diesen Teil seiner Identität nähergebracht hat. Seine Mutter ist allen Fragen immer ausgewichen oder hat verlangt, dass er sie gar nicht erst stellt. Es war wohl ein schmerzhaftes Thema für sie. Also hat er nie Fotos, Rezepte oder abgetragene Klamotten weiterge-reicht bekommen. Er hat auch nie so was wie einen Vater kennengelernt, aber diese Leere kann er mit Filmen, Büchern und

seiner eigenen Fantasie füllen. Bei seiner Mutter ist es anders. Nichts kann die Leere füllen, die sie hinterlassen hat.

Finlay versucht, nicht an sie zu denken. Manchmal denkt er an Polen. Da gewesen ist er aber nie. Finlay fühlt sich vor allem schottisch. Wie die Eckläden und Kopfsteinpflasterstraßen, der Smog in den Busspuren und der Geruch von versalzenen Fish and Chips. Sich schottisch zu fühlen und schottisch zu sein, ist aber nicht dasselbe.

Manchmal fragt er sich, warum seine Mutter ihn Finlay genannt hat. Ob sie im Internet zufällig darüber gestolpert ist oder aktiv nach dem schottischsten Namen gesucht hat, den es gibt. *Fionnlagh*. Schottisch-Gälisch. »Weißer Krieger«. Offensichtlich wollte sie, dass er gut reinpasst.

Der Name seiner Mutter war Kasia.

3

BANJO

Als Banjo wieder in die Schule kommt, hat sich »die Sache mit Kyle und dem Müll« schon rumgesprochen. Auf dem Jungsklo, in den Fluren, überall hängen Zettel, als wäre er eine verwunschene Prinzessin.

Das macht natürlich alles noch besser:

*Geht dem Karottenkopf aus dem Weg!
Seht ihm nicht in die Augen, und falls er euch bemerkt –
bewahrt Ruhe und verteidigt euer Revier!*

Was ihn triggert:

- 1. Müll*
- 2. Wenn man den Hausmeister beleidigt*
- 3. Ältere Männer*

»Karottenkopf« muss sich Banjo schon seit der Grundschule anhören. Nicht gerade kreativ.

Wie sich rausstellt, ist er in Kyles Klasse und muss die Sprüche und das Gejohle über sich ergehen lassen. Die anderen nennen ihn jetzt Müllboy oder Der-Achtklässler-der-Kyle-Simmons-verkloppt-hat. Alle wissen, dass er kein Achtklässler ist.

Es soll wohl lustig sein, weil Banjo nur etwa halb so groß ist wie die anderen.

Es nennt sich Wachstumsverzögerung, hat der Arzt gesagt, und kann an Schlafmangel oder schlechter Ernährung liegen ...

Banjo beißt die Zähne zusammen, wenn er daran denkt. Er kriegt Schmerzen in der Brust.

Auf dem Flur läuft er Kyle über den Weg, der sich extra die Zeit nimmt, ihn gegen einen Spind zu schubsen. Es ist wirklich die schlimmste von allen schlimmen Schulen, auf denen er bisher gewesen ist. Aber als er den Aushang sieht, bleibt er stehen.

Leichtathletik-Probetraining

Montag, 16 Uhr

11.–13. Klasse

Laufen. Okay. Laufen kann er. Er schnappt sich den Stift.

»Dreizehnte Klasse da rüber!« Ihre Sportlehrerin, Mrs Anderson, macht eine zackige Handbewegung. Sie trägt einen hochgebundenen Pferdeschwanz und guckt ernst. Banjo hat noch nicht das Vergnügen gehabt, ihr vorgestellt zu werden, weiß aber nach zwei Sekunden Training, wie sie drauf ist: streng, steif, unfreundlich.

Sie stellen sich neben der roten Kunststoffbahn auf. Kyle ist auch da, war ja klar. Er ignoriert Banjo, die anderen Jungs machen es ihm nach. Sie drängen sich aneinander, um ihn bloß nicht berühren zu müssen; eine Meile Abstand zu allen Seiten. Er ist jetzt wohl ansteckend.

»Name?«, fragt Mrs Anderson, ohne von ihrem Klemmbrett hochzusehen.

»Banjo«, murmelt er.

»Ist das Müllboy?«, »Wie heißt der?«, »Hat er sich den Namen ausgedacht?«, »Ist er nicht ein Jahr unter uns?«, »Ist der neu hergezogen?«, »Ich glaub, der ist aus dem Heim oder so.«, »Sind seine Eltern tot?«, »Nee, ich habe gehört, die waren Drogendealer.«

Banjo starrt geradeaus.

Mrs Anderson hakt seinen Namen ab und macht weiter.

Banjo steht zwischen zwei Jungs, die offensichtlich mit Kyle befreundet sind und sich einen Spaß daraus machen, ihn zur Seite zu rempeln, als Mrs Anderson pfeift. Aber dann läuft er. Die kalte Luft fühlt sich so gut an auf seiner Haut, dass alles andere egal wird, alles außer dem stechenden Geruch von Frost, feuchtem Gras und schmutzigem Regen. Er schließt die Augen, während seine Füße über die Laufbahn preschen. Laufen ist Banjos Therapie. Ohne Gerede. Ohne Fragen.

Aber Laufen ist auch Ärger. Eine wütende, wuchtige Bewegung im ganzen Körper. Manchmal fühlt sich Banjo beim Laufen, als könnte er aus sich selbst ausbrechen, als könnte er seinen Körper und das endlose Tal der Wut verlassen und wenigstens einmal kurz was anderes spüren.

Er hat noch zwei Jungs vor sich. Banjo spannt die Muskeln an und kämpft sich an die Spitze.

Er sprintet über die Kreidelinie. Die anderen fegen hinter ihm ins Ziel wie Windstöße im Rücken.

»Vierundfünfzig Sekunden«, sagt Mrs Anderson und sieht ihn beeindruckt an. Banjo keucht, die Hände auf die Knie gestützt. »Das könnte ein Rekord sein.«

»Bullshit!«, ruft eine vertraute Stimme. »Das ist Bullshit! Er hat geschummelt.«

Banjo sieht hoch.

»Ich lag die ganze Zeit vorn! Er hat irgendeine Abkürzung

genommen!« Kyle wedelt mit der Hand, sein Gesicht ist knallrot und fleckig. Schweiß läuft an seinem Hals runter. Seine Haut sieht aus wie Rote Bete, in Kombination mit seinen hellen Haaren wirkt das wirklich gruselig.

»Kyle«, sagt Mrs Anderson streng. »Es reicht.«

Kyle verzieht das Gesicht, sein Brustkorb bebt. Er wirft Banjo einen bösen Blick zu. Wie lächerlich. Fuck, was für ein schlechter Verlierer.

»Trainierst du?«, fragt Mrs Anderson und mustert ihn.

Banjo blinzelt überrascht. »Äh, joa, manchmal.«

Noch nie für ein Team. Noch nie für eine Schule.

Mrs Anderson legt den Kopf schief. »Warst du nie in einem Verein?«

Okay. Banjo platzt gleich vor lauter Komplimenten. »Nein.«

Eilmeldung: Es gibt etwas, worin er vielleicht wirklich *gut* ist.

Als sich Mrs Anderson umdreht, wischt sich Banjo den Schweiß von der Stirn und versteckt sein Grinsen in der Armbeuge. Als sie verkündet, wer es ins Team geschafft hat, nennt sie seinen Namen zuerst. Kyles kurz danach, klar. Aber Banjo ist jetzt im Klub.

Es ist ein seltsames Gefühl. Er weiß nicht genau, ob er glücklich ist oder ihm schlecht wird.

In der Umkleide vermischen sich die aufgeheizten Ausdünstungen von etwa zwanzig schnaufenden, schwitzenden, duschenden, lachenden, furzenden Jungs. Banjo versucht, keine Aufmerksamkeit zu erregen, vor allem nicht die von Kyle, und kramt in seinem Rucksack, in dem er lauter Müll und eine zer matschte Banane findet, die er ganz vergessen hat.

Dann spürt er eine schwitzige Hand am Arm. Kyle drängt

sich an ihn. »Hey.« Seine Finger krallen sich in Banjos Haut.
»Bock auf ne Revanche? Ohne Schummeln ...«

Banjo löst sich mit Gewalt aus dem Griff, der unvermittelten Berührung, dem Gefühl, als würde ihm jemand Alkohol in eine Wunde reiben.

Kyle blinzelt. Er ist überrascht von der Wucht.

»Klar«, sagt Banjo. »Gleich.«

Kyle guckt abfällig und nickt ein paar Jungs zu. Sie seufzen genervt, kommen aber mit raus, nachdem sie ihre Sachen zusammengesucht haben. Das Training ist vorbei. Der Sportplatz ist leer.

Während Banjo und Kyle an den Start gehen, stellen sich Kyles kleine Freunde am Ende der Bahn auf. Einer von ihnen hat sogar eine Stoppuhr.

»Los!«, ruft er.

Sie starten blitzartig. Es ist sofort wieder vorbei. Banjo gewinnt.

Kyle keucht, täuscht aber so was wie Sportsgeist vor. »Müll-boy ist ja richtig auf Zack.«

Banjo zuckt zusammen, weil es wirklich ein peinlicher Spruch ist. »Jo.« Er will gehen.

»Ah, bleib doch!« Kyle streckt die Arme aus. »Weihe uns in deine Kunst ein, großer Meister!«

»Witzig«, schnaubt Banjo. Seine Wut kocht wieder hoch.

»Das muss vom Müllsammeln kommen«, schiebt Kyle hinterher. Einer seiner Freunde lacht, die anderen wirken gelangweilt. »Das hält fit.«

»Okay, was wills du?«, schnauzt Banjo ihn an. »Mein Milchgeld, oder was?«

Kyle grinst noch breiter. »Wenn du es mir schon anbietest.«

»Was fürn Scheiß«, sagt Banjo. Dass ihm nichts Geistrei-

ches einfällt, regt ihn nur noch mehr auf. Er will an den Jungs vorbei, aber Kyle stellt sich ihm in den Weg. Er will Banjo provozieren. Er will einen Kampf. Banjo kennt das Gefühl.

Er schubst Kyle so hart, dass er umfällt und auf dem Hintern landet. Seine Freunde lachen überrascht auf.

Kyles Blick ist wild, rasend. Er rappelt sich schnell wieder auf, die Adern an seinem Hals pochen.

»Lass gut sein.« Einer der Jungs legt eine Hand auf Kyles Schulter.

»Komm, er ist ein Pflegekind oder so was. Lass uns einfach gehen«, sagt ein anderer.

Sie reden, als wäre Banjo überhaupt nicht da. Als wäre er nur Luft. Eine gewaltige Welle rollt auf ihn zu und droht, ihn zu verschlingen. Banjo kann sie am Horizont sehen.

Kyle stößt ihn mit seinen groben Händen, spannt den Kiefer an.

Banjo rührt sich nicht vom Fleck. Er lässt sich nicht rumschubsen. »Hau ab!«

»Nein.« Kyle kommt näher und fletscht die Zähne wie ein Hund.

»Beweg dein Arsch!«, schreit Banjo.

Kyle schlägt ihm ins Gesicht.

Banjo hat es nicht kommen sehen. Sein Kopf schnellst zurück, sein Hals knickt zur Seite. Die Wucht des Schlags trifft ihn völlig unerwartet.

Er bricht zusammen, die Luft ist aus seinen Lungen gewichen, als wären sein Rücken und seine Brust ineinandergeprallt.

Als er am Boden liegt, tritt Kyle ihm in die Seite.

Banjo windet sich, wehrlos.

»Kyle!«

»Fuck, Mann!«

Außer ihnen ist niemand da. Bei Kyle brennen alle Sicherungen durch: Er springt auf Banjo, als wolle er das Bild von ihrem ersten Kampf umkehren. Banjos Kiefer knackt. Blut läuft ihm in den Mund. Der Schmerz strahlt bis in die Zähne aus.

Banjo bewegt sich nicht. Sein Körper blockiert. Vielleicht liegt es an der Erinnerung, *Traumareaktion*, aber das ist nur irgendein hohles Wort, das eine Therapeutin sagen würde. Vielleicht liegt es auch daran, dass er es heute nicht darauf abgesehen hat. Banjo begreift plötzlich, wie sinnlos diese Schläge sind. Wie sinnlos es war, sie zu provozieren. Er braucht dringend eine Berührung, aber doch nicht so. Er fühlt es nicht.

Sein Blick wandert in den Himmel. Den endlos weiten Himmel. Darauf konzentriert er sich.

»Kyle!«

Kyle starrt auf Banjo runter. Über seine Knöchel läuft Blut. Auch auf Banjos Zunge, im Mund, in der Nase, in der Kehle ist Blut. Banjos Blick löst sich vom Himmel, er grinst Kyle an. Seine Zähne sind blutverschmiert. Sein Mund ist voller Eisen.

»Fuck, ey!«, schreit einer seiner Freunde. Er ist blass und rauft sich erschrocken die Haare.

»Vollidiot.« Ein anderer schubst Kyle.

Sie rennen weg.

Banjo kauert sich langsam zusammen. Er spuckt die Blutpfütze aus. Er testet, wie gut er atmen kann. Einatmen tut weh, aber es ist nichts gebrochen, sagt ihm die Erfahrung. Er liegt da, während die Luft immer kälter und der Himmel immer dunkler wird. Was ihn schließlich auf die Beine holt, ist die Angst davor, zu spät nach Hause zu kommen. So spielt das Leben.